Dem Licht entgegen

Autor(en): **Weibel, R.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 11

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-635750

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Der Alte pausierte hier ein wenig, wie um absichtlich meine Neugier zu stacheln.

„Gleich darauf", fuhr er fort, „hörten sie dumpfe Hammerschläge. Aber einen Moment später ertönte lautes Geschrei. Es war der Vagabund, der um Hilfe rief. Die Männer an der Tür wollten schon die Flucht ergreifen. Da erhellte plötzlich ein Blitz die ganze Kirche und —"

„Was dann?" fragte ich aufs höchste gespannt.

Der Alte sah mich an und es war, als ob diesmal ein eigentümlich listiges Lächeln in seinen roten Aeuglein flackerte.

„Dann sahen sie den Vagabunden, wie er sich vergeblich bemühte, aufzustehen und von seinem Platz wegzukommen. Er hatte in der Dunkelheit seinen Mantel an der Bank festgenagelt."

Sensation.

Skizze von Jenny Ritzhaupt.

Sie war seit ihrem sechszehnten Jahre verlobt. Ihre Eltern, die mit den Eltern des jungen Mannes geschäftlich befreundet waren, hatten diese Heirat unter sich ausgemacht. Die jungen Leute, die Jugendgespielen waren, hatten nichts dagegen einzuwenden. Er, der große, robuste Hans Ingler, brachte seiner kleinen, blondlockigen Elfriede eine warme Zuneigung entgegen. Sie wußte noch nicht, was Liebe war, mochte ihn gern leiden und ordnete sich dem Willen der Eltern unter.

Da trat Werner Hartenstein plötzlich in ihr Leben. Das war ein Mensch von ernstem Streben, der ihre Seele höheren Zielen zuführte und ihr eine neue Welt zeigte, in der die Liebe Herrscherin war. Heiß und leidenschaftlich grüßte sie diese Liebe aus seinen dunklen Augen, tief und gewaltig sprach sie zu ihr mit beredten, roten Lippen.

Da wußte Elfriede, was Liebe sei und in ihr bildete sich entschlossen der Wille, ihre Verlobung mit Hans Ingler zu lösen.

Aber das Schicksal war stärker als ihr Wille. Es schüttelte seine Faust und wollte ihr kaum erblühtes Glück vernichten.

Elfriede stand im sonnendurchfunkelten Wohnzimmer vor ihrer Mutter. „Ist dies dein letztes Wort, Mama?" fragte sie leise. „Würdet Ihr trotzdem auf meiner Heirat mit Hans Ingler bestehen, auch, wenn ich einen anderen liebte?"

„Kind, wie seltsam erscheinst du mir heute! Du weißt doch selbst, was geschäftlich für uns davon abhängt und du gabst auch gern deine Einwilligung? Wir müssen unser Wort halten, Kind!"

Elfriede glitt geräuschlos aus dem Zimmer.

Es war Abend.

Tiefe Ruhe lag über der Welt. Still war's drinnen im Haus, — nur Elfriede wachte. Ein dunkles Tuch über das blonde Haar geworfen, ein Mäntelchen übergezogen, so entwich sie in den dunklen Park, der das Haus ihrer Eltern begrenzte.

Neben der Bank unter dem Eichenbaum stand Werner Hartenstein. Tiefe Blässe bedeckte sein Gesicht. Er riß Elfriede an sich, daß sie wie leblos in seinen Armen hing.

Die letzte Frist, sie wissen es beide. Es heißt scheiden, aus dem Leben gehen, denn Hans Ingler hat mit Werner Hartenstein ein amerikanisches Duell gehabt, ihn traf das Los, er muß sterben. Ehe das Morgenrot aufsteigt, muß die Tat vollbracht sein. Aber Elfriede wird mit ihm gehen. Sie ist jung, ach so jung, aber ihre Liebe trägt sie zu schwindelnder Höhe empor. Sie hat ihr Elternhaus, ihre glückselige Jugend vergessen, nur die Liebe zu ihm ist in ihrer Seele, was bedeutet ihr das Leben ohne ihn? Und wie kann sie einem anderen angehören?

Sterben? Der Gedanke läßt sie wohl erschauern, aber sie bezwingt ihr furchtsam klopfendes Herz. Ihre todesmutige Liebe überbrückt auch diesen dunklen Pfad.

Sie kniet vor der Bank nieder und schreibt wenige Worte auf ein kleines Stück weißes Papier. Den letzten Gruß an die Eltern. Dann steht sie vor ihm im zitternden Strahl des Mondes, weiß, schlank, unbeweglich. Er ist der Verzweiflung, dem Irrsinn nahe. Was soll er tun? Soll er allein gehen? Sie einem anderen überlassen? Unmöglich, unmöglich! Seine Augen glühen, er windet sich im Kampf seiner Seele. Sein Atem geht keuchend, alles scheint sich um ihn herum zu drehen.

Dann fallen rasch hintereinander zwei Schüsse. — — Nun ist alles still. Nur der kleine weiße Zettel auf der Bank gibt Kunde von dem schweren Kampfe, der hier gekämpft wurde.

Morgen wird es einen großen Aufruhr in der kleinen Stadt geben, denn Sensation fragt nicht nach den Gründen, sie richtet erbarmungslos.

Dem Licht entgegen.

Ich lag in tiefem Schmerze
In grauer Nacht allein,
Die Stunden schienen Jahre
Voll Qual und Seelenpein,
Da halfen Menschen nimmer,
Das Elend war zu tief,
Zu groß die Angst, das Bangen,
Das nach Erlösung rief.

Und meine Hände sanken
Ganz leise auf den Pfühl,
Auf heiße Augen taute
Der Schlaf, so süß und kühl,
Im Traume sah ich lächelnd
Ein liebes Angesicht,
Und hörte eine Stimme,
Die heil'ge Worte spricht.

Da hob ich meine Hände
Und stammelte in Not:
„Wenn du warst, bist und sein wirst,
So hilf mir, großer Gott!
Hilf mir aus meinem Grauen,
Nimm diese Last von mir,
Gib meiner Seele Frieden,
Gib Ruhe, Ruhe ihr!"

„Er war und ist und bleibet,
O glaube nur, mein Kind!
Er hält uns aufrecht feste,
Wenn wir am Ende sind.
Er labt uns in den Aengsten
Mit kühlem, reinem Quell,
Führt uns aus tiefem Dunkel
Auf Wege sonnenhell!"

Ich lächelte im Traume.
Die also liebreich sprach,
War meine tote Mutter. —
Die Stimme rief mich wach.
Das Morgenrot brach leuchtend
Durch dunkles Land sich Bahn,
Glomm blitzend durch mein Fenster
Und zog mich himmelan.

R. Weibel.